



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein italienischer Katholik über die Freiheit

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und weite Blick wieder einstellen, vor dem die heute manchmal unnütz sich breitmachende Kleinigkeitskrämerei dahinschwindet wie Schnee an der Märzsonne. Dann wird mit dem tiefen Ernst und der gewaltigen Größe der Aufgabe, die es zu lösen gilt — und darüber, daß es eine schwere Aufgabe sein wird, täuscht sich wohl niemand —, auch eine höhere sittliche Anschauung über alle Beteiligten kommen, vor der alle leidige Verwöhnung zu Üppigkeit und Genuß dahinfällt wie elender Plunder. Diesen Glauben, daß sich unser Heer solches Aufschwungs in den Zeiten der Not fähig erweisen werde, habe ich auch aus dem diesjährigen Friedensfeldzuge unerschüttert mit heimgebracht.



Ein italienischer Katholik über die Freiheit



Wenn man heute, heißt es in dem Vorwort des vor uns liegenden Buches,*) mit einem sechshundert Seiten starken Werke über die Freiheit vors Publikum tritt, so hat man sich auf zweierlei gefaßt zu machen: niemand wird Lust haben, es zu kaufen, und wer es geschenkt bekommt, der wird es in den Papierkorb werfen oder höchstens auf das Brett stellen, wo seine ungebrauchten und unbrauchbaren Bücher stehen.

Wir haben das Buch geschenkt bekommen, haben es aber schon seiner schönen Ausstattung wegen nicht in den Papierkorb geworfen, den es ja auch zerdrückt haben würde, sondern fein säuberlich einbinden lassen und dann mit dem Bleistift in der Hand durchstudirt. Und da haben wir denn gefunden, daß die Befürchtungen des Verfassers nicht unbegründet sind, aber nicht wegen der Dicke seines Buches, die allerdings unter den heutigen Umständen nicht gerade zur Empfehlung dient, sondern weil er ein liberaler Katholik vom Schlage des verstorbenen Grafen Montalembert ist. Als Katholik ist er für die zur Zeit in Europa, etwa mit Ausschluß Englands, herrschende Gelehrtenrepublik nicht vorhanden, und weil er liberal ist, wird der deutsche Borromäusverein keine Übersetzung davon veranstalten. Außerhalb Deutschlands und Englands werden, so viel wir wissen, katholische Bücher überhaupt nicht

*) Della Libertà considerata in se stessa, in relazione al diritto, alla storia, alla società moderna, e al progresso dell' umanità, per Enrico Cenni. Napoli, Francesco Giannini e figli, 1891.

gelesen. In Frankreich interessiren sich bloß die Frauen für Religion, und die lesen keine „Metaphysik,“ in Italien und Spanien aber hat der gläubige Theil des Volks vor der Hand noch nicht lesen gelernt.

Die Metaphysik gehört nämlich zu den Dingen, wegen deren sich der Verfasser bei dem einen Leser, den er möglicherweise finden könnte, entschuldigt, und sie ist in der That der Hauptfehler des Buches. Nicht an sich; an sich ist sie ganz vortrefflich. Mit einem kühnen Schritt, ähnlich dem Schritte Spinozas, Fichtes, Hegels und Schellings, die sich alle auf den großen Schritt des Welterschöpfers in Michel Angelos Gemälde berufen können, mit einem solchen metaphysischen Schritt also gelangt Cenni vom menschlichen Denken zur Idee Gottes und leitet aus dieser die Freiheit des Menschen ab, die er definirt als die Fähigkeit des Willens, die von der Vernunft als geeignet erkannten Mittel zur Erreichung des bonum (del Bene, von den deutschen Genitiven: „des Guten“ und „des Gutes“ drückt keiner den Begriff genau aus) zu wählen. Nur Irrtum der durch die Sünde geschwächten Vernunft kann den Menschen verleiten, anstatt des höchsten Gutes ein Gut untergeordneter Art zum höchsten Ziele seines Strebens zu machen, oder gar, durch den bloßen Schein des Guten getäuscht, das Böse zu wählen, das nichts andres ist als ein Mangel am Guten.*) Freiheit ist also nicht die Fähigkeit, zwischen Gutem und Bösem zu wählen, denn Böses kann der Mensch überhaupt nicht wollen. Aus der Freiheit entspringt die Pflicht, aus der Pflicht das Recht, das die Rechtsordnung der menschlichen Gesellschaft ergiebt. Auf dieser Grundlage werden dann die Systeme von Spinoza und Hobbes, diesen beiden großen und folgerichtigen Freiheitsfeinden, zergliedert und in ihrer ganzen abschreckenden Häßlichkeit und herzlähmenden Furchtbarkeit dargestellt, den beiden großen Freiheitsfreunden aber, Kant und Rousseau, wird nachgewiesen, daß sie die Freiheit, die sie preisen, nicht zu begründen vermögen.

Das alles ist vortrefflich, aber es kann heutzutage, wo die Freiheitsfrage eine brennende praktische Frage geworden ist, nicht genügen. Was nützt es uns, wenn wir die Freiheit im Studirzimmer mit eiserner Logik felsenfest gegründet haben, draußen in den Stürmen des Lebens aber finden, daß sich die Menschen und die Ereignisse um unsern schönen Gedankenbau gar nicht kümmern? Von dem „Motivationsprozeß,“ dem die heutigen Denker ein so sorgfältiges Studium gewidmet haben, sagt Cenni wenig, von den physiologischen Bedingungen des Seelenlebens kein Wort, und die verschiedenen Abhängigkeitsverhältnisse, denen der einzelne sein Stück Freiheit abzurufen hat, stellt er gar nicht dar. Zwar schreibt er viel über das Aufsteigen der europäischen

*) Mit Augustinus hält Cenni dafür, daß Sein und Gutsein vertauschbare Begriffe sind; eben das Seiende ist das Gute; das Böse ist nun nicht einfach das Nichtseiende, sondern ein Mangel oder eine Verderbnis am Sein, z. B. am Weine die Lähmung.

Menschheit von der Sklaverei durch die Hörigkeit hindurch zur persönlichen Freiheit, aber wie sich im Rahmen dieser drei juristischen Begriffe die Lage der Menschen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten thatsächlich gestaltet hat, darüber hören wir nichts.

Wie unfruchtbar diese von der Erfahrung absehende Behandlungsweise für das Leben ist, zeigt sich besonders in dem Kapitel: „Von der Idee der Freiheit in Beziehung auf die soziale Frage,“ dessen Inhalt wir abgekürzt wiedergeben wollen. Zuvor werfen wir aber einen Blick auf das vorhergehende Kapitel, worin der Verfasser mit einem Radikalismus, der einerseits an Rousseau, andererseits an die Sozialdemokraten erinnert, alle gesellschaftlichen Vorrechte bekämpft. Der christliche Glaube, daß alle Menschen Kinder Gottes sind, dessen Wesen die Liebe ist — führt Cenni aus —, schneidet alle Ansprüche auf Vorrechte der einen über die andern an der Wurzel ab; er duldet keinerlei Privilegium, mag es aus dem Genie, oder aus der Tugend, oder aus dem Amte, oder aus der Geburt abgeleitet werden. Mit Feuer bekämpft er den Legitismus De Maistres, jeden Absolutismus und das Adelsvorurteil, „diesen letzten Rehricht des Mittelalters.“ Er beruft sich in diesem Stück vorzüglich auf Dante, den er überhaupt als Meister verehrt. Nach der Entwicklungstheorie allerdings, deren wirkliche Urheber, wie er richtig zeigt, nicht sowohl Darwin und Herbert Spencer als vielmehr Spinoza und Hobbes sind, gilt das Vorrecht des Stärkern, nimmermehr aber nach dem Glauben des Christentums. Aus höherer geistiger Begabung z. B. entspringt nicht das Recht, die minder begabten zu beherrschen, sondern bloß die Pflicht, sie zu belehren und zu bilden. Im Christentum, das die Demut für die Wurzel aller Tugenden und den Hochmut für die Wurzel aller Sünden erklärt, ist jede Aristokratie unmöglich, denn Aristokratie ist nichts andres, als die Verkörperung des grundsätzlichen Hochmuts. Jede der vier Hauptarten der Aristokratie charakterisirt Cenni mit einem Beiwort; die Plutokratie ist die roheste, die Beamtenherrschaft die am meisten tyrannische, die Bildungsaristokratie mephistophelisch, der Geburtsadel nichtig (*vuoto*, hohl). Edel — sagt er — nennen wir ein Wesen, das gewisse nur ihm eigne, andern Wesen unerreichbare Vorzüge besitzt; das Pferd, nicht das Krokodil, nennen wir ein edles Tier. Unter allen irdischen Wesen aber ist der Mensch das edelste, und unter den Menschen wiederum sind die edelsten, deren Geist und Gemüt der Idee der Menschheit am nächsten kommt. Dieser Adel ist aber rein persönlich und kann nicht vererbt werden. Edle Väter haben oft sehr unedle Söhne, und mit dem Stande hat dieser Adel gar nichts zu thun; sind doch viele Geister ersten Ranges, wie Shakespeare, dem niedrigsten Stande entsprossen. Ein edler Mensch adelt wohl seine Familie, nie aber vermag die Familie ihren Sprößling zu adeln. Und wie die Vorzüge des Geistes und Herzens, so sind auch die Verdienste nicht vererbbar; nichts lächerlicheres als jemanden für die Verdienste seines Vaters

oder gar irgend eines Urahnens belohnen zu wollen.*) Noch dazu bestehen die angeblich rühmlichen Handlungen, die das Adelsvorrecht begründen sollen, in weiter nichts als in wüsten Raufereien, in Diebstahl und Raub und in schändlichen Gewaltthaten. Und wie der Adel aus Unrecht und Laster hervorgegangen ist, so ist sein ganzes Dasein eine einzige große Sünde. Denn die eingebildeten Vorzüge, die er sich anmaßt, überheben ihn der Notwendigkeit, sich wirkliche Vorzüge zu erwerben, und so verachtet er denn Kunst und Wissenschaft, bringt sein Leben mit eitlem Zeitvertreib und der Pflege hohler Formen zu und ergiebt sich dem Müßiggang, der aller Laster Anfang ist, sodaß jeder Schuhpußer und Straßenkehrer, die ja beide sehr nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft sind, für edler angesehen werden muß als ein durchschnittlicher Aristokrat. Durch seine Schlechtigkeit die französische Revolution herbeigeführt zu haben, das ist so ziemlich das einzige Verdienst, dessen sich der Adel des europäischen Festlands rühmen darf.

Wiederherstellung des patriarchalischen Regiments wird es also nicht sein, was Cenni als Heilmittel gegen die sozialen Übel empfiehlt. Hören wir denn, was er besseres weiß. Da die Freiheit, so folgert er, die Fähigkeit des Willens ist, sich seinem Ziele, dem Besitze des höchsten Gutes, entgegenzubewegen, aus der Freiheit aber die Pflicht entspringt, und aus der Pflicht das Recht auf irdische Güter, als die Mittel zur Erreichung des Zieles, so folgt daraus, daß die Pflicht den Maßstab für die Rechte abgiebt, und daß es sündhafte Begierde ist, wenn der Wille etwas verlangt, dessen er zur Pflichterfüllung nicht bedarf. Die nur auf Befriedigung der Sinnlichkeit, nicht auf einen vernünftigen Zweck gerichtete Begierde hat also keine Berechtigung, ist vielmehr die Quelle aller persönlichen und sozialen Übel. Demnach sind die Sozialisten, denen es ja nur darum zu thun ist, sich eine größere Menge von Genüssen zu verschaffen, durchaus im Unrecht. Indem sie nicht von der Idee der wahren Freiheit und von der Pflicht ausgehen, fälschen sie die Idee des Rechts. Jeder, so sagen sie, habe ein Recht auf einen Platz beim Bankett des Lebens, das heißt also, jeder habe ein Recht auf so viel Genuß, wie jeder andre, das folge aus der ursprünglichen Gleichberechtigung aller Menschen. Und so verführen sie denn ein endloses Gerede von den Rechten der besitzlosen Klassen, ohne diese Rechte genau anzugeben, nur daß im allgemeinen das Recht auf maßlosen Genuß gemeint und von einigen das Recht, die Besitzenden zu berauben, geltend gemacht wird. So läuft der Sozialismus darauf hinaus, daß an die Stelle der bisherigen privilegierten Klassen die neue privilegierte Klasse der Proletarier treten und das Recht haben soll, ihre frühern Unterdrückten zu unterdrücken. Die wahre Idee der Freiheit aber zerstört dieses Privilegium, das

*) Wie schlecht sich mit solchem einseitigen und übertriebenen Individualismus das christliche Dogma von der Erbsünde verträgt, daran hat Cenni wohl nicht gedacht.

erst erstrebt wird, so gut, wie die alten schon bestehenden Privilegien, und zeigt, daß der Sozialismus, der nichts andres ist, als die zum System erhobne Begehrlichkeit, jeder Berechtigung entbehrt. Die Sozialisten sind nichts als eine zur drohenden Lawine zusammengeballte Schar von Barbaren, die, wenn sie siegten, alle Kultur vernichten und die Menschheit in jenen tierähnlichen Zustand zurückversetzen würden, von dem sie nach Ansicht der Modernen ausgegangen sein soll.

Andererseits freilich ist es nicht minder eine betrübende Thatsache, daß die Menschen zu einem großen Teil des Maßes an Gütern ermangeln, das zur Erreichung ihrer Bestimmung, zu ihrer Selbstvervollkommenung nötig ist. Wenn das natürliche Recht fordert, daß jeder so viel besitze, als seiner persönlichen Beschaffenheit und Lage angemessen ist, so muß anerkannt werden, daß sich sowohl die Überfluthabenden wie die Mangelleidenden in einer dem Naturrecht nicht entsprechenden (estragiuridiche) Lage befinden. Daher kann man bei der jetzigen Güterverteilung die nicht zum Schweigen bringen, die ihren Anteil am Nötigen fordern, denn für sie streitet die natürliche Gerechtigkeit, deren Wesen es ist, jedem das Seine zuzuteilen. Aber weit entfernt davon, die Ansprüche der Sozialisten zu rechtfertigen, macht sie dieser Grundsatz vielmehr zu nichte. Denn ihrer überwiegenden Mehrzahl nach werden die Menschen mit so beschränkten geistigen Fähigkeiten geboren, daß sie zu nichts anderm taugen, als zur körperlichen Arbeit und zu den untergeordneten gesellschaftlichen Diensten, und auch in diesen bringen es nur wenige zu einer gewissen Vollkommenheit. Man kennt vornehme Männer, die geborne Köche oder Kutscher sind, und Ludwig XVI. hatte zwar Anlage zum Schlosserhandwerk, war aber, obwohl übrigens ein tugendhafter Mann von edler Gesinnung, zum Regieren sehr wenig befähigt. Den Anforderungen der Gerechtigkeit wird Genüge geleistet, wenn jeder aus dieser überwiegenden Mehrheit soviel hat, als zur Bethätigung seiner geringen Fähigkeiten erforderlich ist; darüber hinaus hat keiner etwas zu verlangen.

Hier hat der Verfasser eine kleine Lücke gelassen. Meint er etwa, daß sich Ludwig XVI., um den Forderungen der Gerechtigkeit nachzukommen, mit dem Wochenlohn eines Schlossers hätte begnügen sollen, und daß sich eine Volksvertretung nach dem Fähigsten hätte umsehen müssen, um diesem die Regierung und die königlichen Einkünfte zu übergeben, die allerdings, wie wir aus dem Folgenden sehen werden, stark zu beschneiden gewesen wären? Wenn er das meint, was er ausdrücklich zu sagen unterläßt, dann steht er ungefähr auf demselben Boden wie die Sozialisten. Denn mag auch die „sündhafte“ Begierde, wie für alle wirtschaftlichen, sozialen und politischen Bewegungen, so auch für die sozialdemokratische eine oder meinetwegen die Haupttriebfeder sein, den Hauptinhalt der sozialistischen Lehren macht das, was Cenni angiebt, nicht aus, und wenn einige Sozialisten den Grundsatz aufstellen, jeder solle nach

seinen Bedürfnissen, andre den Grundsatz, jeder solle nach seinen Leistungen bezahlt werden, so fällt das offenbar mit der von Cenni aufgestellten Regel zusammen.

Dieser Regel nach also, sagt Cenni weiter, hat der Lohnarbeiter nichts zu fordern, als was zur Entfaltung seiner geringen Anlagen notwendig ist, sodann die Mittel für einige Genüsse zur leiblichen und geistigen Erholung und darüber noch soviel, daß er einen Sparpfennig zurücklegen kann. Cenni erkennt an, daß sehr vielen Lohnarbeitern dieses Nötige nicht beschieden sei, daß namentlich die Frauenarbeit erbärmlich bezahlt werde und oft nicht einmal zur Fristung des Lebens hinreiche; das positive Recht müsse demnach in diesem Stück dem Naturrecht besser angepaßt, der Lohn müsse erhöht, die Arbeitszeit verkürzt werden, damit die Freiheit, die das Gesetz auch den Arbeitern zusichere, nicht eine Lüge bleibe, wie bisher, sondern Wahrheit und Wirklichkeit werde. Wie das aber zu erreichen sei, das gesteht er mit einer Offenherzigkeit, die ihm Ehre macht, nicht zu wissen. Wahrscheinlich, meint er, würden die Ereignisse die Sache besorgen, unterstützt von Juristen und Publizisten, die diesen Namen verdienen, was nur dann der Fall sei, wenn sie von der allein wahren, das heißt von der katholischen Philosophie erleuchtet seien. Sollten etwa die Nationalökonomten behaupten, die Erfüllung jener Forderung sei nach den Gesetzen ihrer Wissenschaft unmöglich, so würde damit weiter nichts bewiesen sein, als daß diese Wissenschaft der Vernunft widerspreche und falsch sei. Viel könne ohnehin an dieser Wissenschaft nicht sein, das leuchte schon bei einem Blick auf die Streitigkeiten ihrer Vertreter ein, die sich nicht einmal über den Grundbegriff, den des Wertes, zu einigen vermöchten. Wenn irgend eine Wissenschaft etwas zu leisten vermöge in dieser Sache, so sei das einzig und allein die wahre Philosophie, die Philosophie des Christentums, und daher habe Reichensperger Recht gehabt, als er bei Beratung des Sozialistengesetzes im Jahre 1878 ausgerufen habe: „Öffnen Sie ihr [der Lehre des Christentums] alle Pforten, von der Universität bis zur untersten Volksschule, und der Sozialismus wird verschwinden!“

Darauf ist zweierlei zu erwidern. Einmal, daß in Deutschland der christlichen Lehre alle Pforten stets offen gestanden haben, daß es ihr nicht allein unverwehrt bleibt, überall einzudringen, sondern daß sie in den Volksschulen, nach wie vor Tals, in wöchentlich sechs Stunden eingepaukt wird. Daß an der Universität auch Ansichten gelehrt werden, die dem Christenglauben widersprechen, ist richtig, aber wie will man das verhindern? Ganz folgerichtig hat sich die ungläubige Wissenschaft aus der gläubigen entwickelt, und wie Voltaire Jesuitenschüler gewesen ist, so hat sein königlicher Freund in der Jugend unter der Aufsicht eines strenggläubigen Vaters einen rechtgläubig protestantischen Religionsunterricht genossen. Andererseits: vom vierten bis tief ins achtzehnte Jahrhundert hinein hat das Christentum oder haben vielmehr

die christlichen Geistlichen die Geister in Europa ziemlich unbeschränkt beherrscht. Haben sie die Gerechtigkeit herstellen können? Ist nicht das ganze Mittelalter eine ununterbrochene Kette sozialer Revolutionen gewesen, und wenn die Darniederhaltung des Volksgeistes unter dem ancien régime den Schein der Ruhe, Ordnung und Zufriedenheit erzeugte, war nicht die schließliche Explosion im Jahre 1789 dafür um so furchtbarer? Vielleicht wendet Cenni ein, die christliche Religion könne nichts dafür, daß sie von ihren Vertretern nicht richtig gelehrt werde. So verhält es sich in der That; aber wie sollen diese Vertreter geändert werden? Werden nicht die christlichen Geistlichen auch in Zukunft stets Menschen und von menschlichen Rücksichten abhängig bleiben? Bei einer öffentlichen Schulprüfung an irgend einem Orte Westfalens — so berichtet die Preussische Lehrerzeitung — wurde u. a. das Gedicht von Chamisso „Das Riesenspielzeug“ vorgenommen und sein Grundgedanke, daß auch der geringste Arbeiter den Großen dieser Erde zu ihrer Erhaltung notwendig sei, richtig entwickelt. Bei dieser Katechese gaben die anwesenden Schulvorstandsmitglieder dem Lehrer ihren Unwillen durch Scharren und Husten zu erkennen, und nach der Prüfung machten sie ihm die heftigsten Vorwürfe darüber, daß er „sozialdemokratische Ansichten und Ideen“ verbreite. Statt des Lobes für die glänzend verlaufene Prüfung erntete er eine amtliche Rüge. So geht es auch mit jeder Stelle der Bibel, die den herrschenden Kreisen nicht paßt. Jeder Geistliche, der sie auf der Kanzel und im Schulunterricht hervorheben wollte, würde als Sozialdemokrat verschrien werden und seines Amtes verlustig gehen. So tritt denn die Geistlichkeit, von löblichen Ausnahmen abgesehen, jahraus jahrein auf einigen politisch und sozial unverfänglichen Dogmen herum, was ihr bloß den ohnmächtigen Zorn des „Berliner Tageblatts“ und einiger Professoren zuzieht, und geißelt daneben fleißig die Sünden der untern Klassen, die Hauptsache im „Gesetze“ aber (Matth. 23, 23), die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, vernachlässigt sie gerade so wie die Priester und Schriftgelehrten vor 1900 Jahren. Und so bleibt zwar die Philosophie des Christentums ewig wahr, aber zugleich auch ewig unwirksam.*) Weil die christliche Gesinnung fehlt, darum werden die, die sie verbreiten wollen, ans Kreuz geschlagen oder eingesperrt oder der Existenzmittel beraubt, und weil die christliche Gesinnung nicht verbreitet werden darf,

*) Unwirksam im Großen, in sozialer Beziehung, meinen wir natürlich; daß nicht zwar die christliche Philosophie, aber doch die christliche Liebe einzelnen Unglücklichen jahraus jahrein die Thränen trocknet, und daß sich die Zahl dieser Getrübten alljährlich auf viele tausende beläuft, leugnen wir nicht. Aber das Massenelend kommt und geht nicht so sehr mit der unchristlichen Gesinnung, als mit den Umwälzungen der Produktion und mit den Bewegungen der Bevölkerung, und die französische Revolution hat, indem sie den französischen Bauernstand schuf, damit mehr Volkswohl geschaffen, als irgend eine Klerisei irgend eines Landes.

darum lebt jedes nachfolgende Geschlecht so unchristlich wie das vorhergehende, und darum ist die Idee der Gerechtigkeit seit Christus bis auf den heutigen Tag ihrer Verwirklichung auch nicht um einen Schritt näher gekommen.

Also, das Menschengeschlecht wird lange zu warten haben, bis es dem christlichen Glauben gelingen wird, das geltende Recht in diesen und andern Stücken dem Naturrechte gleichförmig zu machen. Bis dahin, meint Cenni, sei es Sache der Wohlthätigkeit, die Mängel des geltenden Rechts zu ergänzen, und dabei verweilt er so lange, daß man daraus sieht, wie eigentlich seine ganze Sozialpolitik auf das Almosengeben hinausläuft. Lukas 11, 41, worauf er sich wiederholt beruft, dient ihm als Grundlage für sein sozialpolitisches System, das übrigens kein anderes ist, als das amtliche der katholischen Kirche. Die Schriftgemäßheit dieses Systems hängt davon ab, ob die katholische Übersetzung: „von dem, was übrig ist, gebet Almosen, und alles ist euch rein,“ richtig ist. Luther übersetzt: „von dem, was da ist.“ Im Urtext steht: *τὰ ἐνόντα*, wovon wahrscheinlich *κατὰ* zu ergänzen ist, was dann bedeuten würde: nach Vermögen. Dem Sinne nach dürfte die Übersetzung: „von dem, was übrig ist“ wohl richtig sein.

Cenni führt nun aus: dieses Wort Christi sei keineswegs ein Rat, wie der dem reichen Jüngling erteilte: willst du vollkommen sein, so verkaufe alles, was du hast, gieb es den Armen und folge mir nach, sondern ein Gebot, das alle verpflichte. Demnach sei es keinem erlaubt, mehr zu behalten, als er wirklich brauche. Das Maß dessen, was jeder brauche, sei nun allerdings nach Thätigkeit und Lebensstellung sehr verschieden. Ein Gelehrter z. B. brauche bessere Nahrung als ein Tagelöhner, außerdem Geld zu Büchern und Instrumenten, zu Forschungsreisen u. s. w., und so gebe es noch andre Lebensstellungen, die noch mehr erforderten. Aber die gewöhnliche Ausrede reicher Leute, daß sie gar nichts übrig hätten, und daß sie auch bei sehr hohem Einkommen alles brauchten, sei unzulässig und sophistisch; der größte Teil des Luxus, der von den Reichen getrieben werde, der Genüsse, die sie sich verschafften, sei nicht allein überflüssig, sondern geradezu sündhaft. Demnach sei es strenge Pflicht, auf diese Dinge zu verzichten und das Erübrigte auf Wohlthun zu verwenden. Die Wohlthätigkeit habe sich aber keineswegs auf unmittelbare Unterstützung der Notleidenden zu beschränken, die Gründung und Unterstützung von Wohlthätigkeits- und Unterrichtsanstalten, die Erbauung prachtvoller Kirchen, Rathäuser, Hospitäler, Museen, die Förderung der Künste und Wissenschaften sowie großartiger gemeinnütziger Unternehmungen: Eisenbahnbauten, Tunnel u. dgl., gehörten auch dazu. Nur soweit der Luxus dem Hochmut und der Sinnlichkeit diene, sei er sündhaft, hingegen sei die *magnificenza*, die Entfaltung von Größe und Schönheit, eine Tugend.

Diese Ansicht vom Luxus ist genau die unsrige, und ebenso stimmen wir mit ihm in der Ansicht überein, daß jeder einen natürlichen Anspruch habe

auf soviel Einkommen, als dazu nötig ist, seine Fähigkeiten zum Wohle der Gesamtheit wirksam zu machen. Ähnlich faßt Wundt die Sache auf; nur daß er, was in dieser Beziehung die Gerechtigkeit fordert, für der Hauptsache nach schon erreicht ansieht. Er schreibt in seiner Ethik, S. 166: „Da der Lohn kein Äquivalent der Arbeit ist, sondern ein Ersatz der zur Arbeit erforderlichen Lebensbedürfnisse, so richtet sich die Höhe desselben in erster Linie nach dem Maß dieser Bedürfnisse, nicht nach dem Wert oder gar nach dem Umfang der Arbeit. Der Minister bezieht einen höhern Gehalt als sein Schreiber, der Gelehrte wird für seine Leistungen besser bezahlt als der Tagelöhner [doch nur, wenn er ein Staatsamt erlangt oder einen Privatkäufer findet, der seine Ware würdigt, was oft genug nicht der Fall ist], nicht weil die Leistungen der erstern an sich wertvollere [sic] sind, sondern weil sie eine kostspieligere Form der Lebensführung notwendig machen. Auch hier bestätigt sich aber wieder die Regel, daß die erreichten Zwecke nicht zugleich die treibenden Motive sind. An der Aufgabe, den Lohn nach den durch die Beschaffenheit der Arbeit geforderten Lebensbedürfnissen zu messen, würde der verwickelteste Verwaltungsorganismus scheitern. Aus den Lebensbedingungen ergibt sich das Resultat [ergibt sich das Ergebnis!] jener Ausgleichung von selber. Denn die höhere Form der Arbeit setzt längere Vorbildung, fortdauernde Anwendung reicherer Hilfsmittel, also größern Lebensaufwand voraus. Die nämlichen Bedingungen bringen es aber mit sich, daß die Befähigung zu der höhern Form der Arbeit eine [!] seltenere und daher auch gesuchtere ist, und daß nur die Aussicht auf eine Lebensführung, die den zum Erwerb der erforderlichen Fähigkeiten gemachten Aufwand lohnt, die Wettbewerbung anregt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Gleichgewicht zwischen Leistung und Bedürfnis auf diese Weise nicht vollständig erreicht wird. Die Gesichtspunkte des augenblicklichen Nutzens, die Bedingungen des Geschmacks und der Mode, vorübergehende populäre Vorurteile sind gerade bei den höhern Formen der Arbeit oft genug entscheidender als der innere Wert ihrer Leistungen. Gleichwohl vermag allein diese Selbstregulirung der Motive allmählich auch eine unabhängige Werthschätzung hervorzubringen, die sich in zahlreichen kompensirenden Einrichtungen bethätigt, die namentlich unter dem Schutze der Staatsgewalt und zunächst für öffentliche Arbeitsleistungen ins Leben treten. Schon gilt es als ein Mißbrauch, wenn [sic!] der Staat bei der Bezahlung seiner Beamten von der Rücksicht auf Angebot und Nachfrage und nicht vielmehr von der unabhängigen Erwägung der durch das Amt geforderten Lebensführung sich leiten läßt; und daß die Einführung dieses Standpunkts auch in den privaten Lohnverkehr nur eine Frage der Zeit sein kann, dürfte für den Einsichtigen, der aus der Vergangenheit die Zukunft zu lesen versteht, keinen Zweifel leiden. Denn hier wie überall kann sich die Aufgabe des Staates nicht darauf beschränken, daß er selbst Gerechtigkeit übt, sondern er hat vor allem darüber zu wachen, daß von den einzelnen, die sich

seines Schutzes erfreuen, kein Unrecht geübt werde.“ Und so kommt es denn, fügen wir hinzu, daß die modernen Verehrer des Staates und entschiedenen Gegner der Sozialdemokratie dieser den Rechtsboden bereiten, denn weiter wollen ja die Sozialisten und Kommunisten nichts, als daß sich der Staat der Güterverteilung mehr als bisher annehme, daß jeder der sozialen Gerechtigkeit in demselben Maße teilhaftig werde, wie die Staatsbeamten, daß jeder Bürger im vollen Sinne des Wortes ein Glied, das heißt bei Lichte besehn ein Beamter des Staates werde kurz: daß man endlich einmal mit der folgerichtigen Durchführung der von Fichte und Hegel verkündigten Staatsidee Ernst mache.

Dies nebenbei. Wir stimmen also mit Cenni in der Auffassung des Luxus überein und erkennen mit ihm den Anspruch auf standesgemäßes Einkommen an; ja wir teilen sogar mit ihm die Überzeugung, daß der christliche Glaube die Pflicht auferlege, sich des Überflüssigen zu Gunsten der notleidenden Brüder zu entäußern. Aber wir teilen nicht sein Vertrauen auf die großartigen Wirkungen des Glaubens an diese Pflicht. Abgesehen von dem schon erwähnten Umstande, daß die menschliche Selbstsucht der allgemeinen Anerkennung solcher christlichen Grundsätze und selbst schon ihrer Verkündigung zu allen Zeiten unüberwindliche Hindernisse in den Weg legt, ist es auch gar nicht richtig, daß es bloß sündhafte Selbstsucht sei, was die Verwirklichung der Gerechtigkeit hindere. Daß Liebe nach Kräften die Ungerechtigkeiten gut zu machen habe, die Selbstsucht begeht, versteht sich von selbst und gilt für alle Orte, Zeiten und Verhältnisse. Aber Massenelend, das vom Standpunkte der Gerechtigkeit aus gesehen stets als Ungerechtigkeit erscheint, entsteht auch häufig aus Ursachen, die vom menschlichen Willen unabhängig sind. Gerade bei den heutigen sozialen Nöten handelt es sich um zwei solche Ursachen: die Umwälzung aller Produktionsverhältnisse durch die Dampfmaschine und örtliche Übervölkerung. Dagegen hilft weder die christliche Nächstenliebe, noch dürfen die Staatsmänner solchen Verlegenheiten gegenüber die Hände in den Schoß legen und auf „Ereignisse“ warten, sondern sie müssen auf Abhilfe sinnen.

Übrigens ist es einem Neapolitaner zu verzeihen, wenn er die moralischen Ursachen des Volkselends deutlicher sieht als die wirtschaftlichen, denn Italien ist bisher von jener Umwälzung der Produktion nur wenig, Süditalien gar nicht berührt worden; sein Volkselend entspringt, abgesehen von der Übervölkerung, wirklich vorzugsweise moralischen Ursachen oder richtiger gesprochen der Immoralität und Unbedachtsamkeit seiner Lenker. Und wie denn die christliche Gesinnung, wo sie weitere Kreise umfaßt, gewiß eine soziale Macht ist, so würde sie gerade in Italien ohne Zweifel die wohlthätigsten Wirkungen hervorbringen. Darum wünschen wir von Herzen, daß das edle Feuer dieses reinen und liebenswürdigen Philosophengemüths*) zünde. Die Aussicht darauf

*) Dieses Gemüt spricht schon aus der Widmung des Buches an seine verstorbene Frau.

ist freilich gering. Cenni ist, wie gesagt, tief gläubiger Katholik, ohne ultramontan zu sein. Er glaubt an die Unfehlbarkeit der Kirche, aber er schweigt von der Unfehlbarkeit des Papstes; er verehrt den heiligen Thomas als seinen Lehrer, aber er ist überzeugt, daß der Aquinate, wenn er heute lebte, eben weil er ein großer Geist war, ganz anders schreiben würde; er hofft mit Dante auf die vollkommene Monarchie, das Reich des Friedens, aber es ist ihm gleichgültig, ob der internationale Schiedsrichter, der einst den Frieden aufrecht erhalten wird, ein Papst oder ein Kaiser oder eine von den Völkern erwählte Körperschaft sein wird; mit flammender Beredsamkeit preist er die Kirche, aber mit flammender Entrüstung geißelt er die von ihr verhängten Religionsverfolgungen und die Schlechtigkeit ihrer Diener, die unter andern „Übeln“ auch die Reformation verschuldet habe;*) die Kirche bleibt ihm für alle Zeiten die wahre Kulturbringerin, aber eben darum protestirt er leidenschaftlich gegen jeden Versuch, sie unlöslich mit vergänglichen Formen, mit vorübergehenden Erscheinungen zu verketten und zum Werkzeuge des Absolutismus und anderer reaktionären Mächte zu mißbrauchen; die ganz unevangelische Verkoppelung von Thron und Altar ist ihm ein Greuel. Ob diese Art Katholizismus, in Italien oder sonstwo, noch eine Zukunft hat? Wer möchte es behaupten, wer möchte es bestreiten?



Indische Zustände

3



ie die Begründung, so erklärt sich auch die Erhaltung des anglo-indischen Reiches ungezwungen aus den ihm zu Grunde liegenden Verhältnissen. Wohl ist es wahr, daß die englische Herrschaft in Indien eine Fremdherrschaft ist; und nicht minder wahr ist es, daß die Geschichte in tausend Fällen die Unhaltbarkeit von Fremdherrschaften erwiesen hat. Aber die britischen Machthaber in Indien

Die Widmung ist so hübsch, daß wir sie im Urtext abdrucken müssen. Deutsch läßt sich so was nun einmal nicht so ausdrücken, wie im Lateinischen oder Italienischen. Alla cara, alla celeste memoria di sua moglie Caterina Cavalcanti, dolce e graziosa a tutti, salda colonna di sua casa, operosa nel bene con quasi virile energia, posposto al dovere ogni altro rispetto, dalla fede e dal dolore temperata a forza invincibile, passò sulla terra come schietto raggio di sole, che si nasconde in sereno tramonto allo sguardo desideroso del pellegrino.

*) Es ist das die einzige Stelle, wo er die Reformation erwähnt, die ihm wohl, als Grenzboten IV 1893